

(Nachdruck verboten.)

81)

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„O, daß sie wirklich im Grabe läge,“ murmelte Käthe und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Sie ist tot und begraben und hat dies Haus für immer verlassen,“ sagte Pete.

Es war nicht seine Absicht, sie zu verstoßen, doch brachte er im ersten krampfhaften Schmerz nur einzelne unbestimmte Worte hervor, die sie irrigerweise als Befehl auffaßte, daß sie gehen sollte.

Es entstand eine augenblickliche Stille; dann nahm sie die Hände vom Gesicht und sagte: „Ich verstehe Dich — ja, ich will fort. Ich hätte gar nicht zurückkommen sollen — ich weiß es. Doch nun will ich gehen. Ich werde Dich nicht mehr beunruhigen. Ich komme nie wieder.“

Sie küßte das Kind leidenschaftlich. Es rieb sich das kleine Gesicht mit dem Rücken des Händchens, aber es wachte nicht auf. Sie zog sich die Kapuze über den Kopf und den Schleier vors Gesicht, richtete sich mühsam auf, stand einen Augenblick da und sah sich um, stieß dann einen schwachen, schmerzlichen Schrei aus und glitt zur Thür hinaus.

Als sie fort war, taumelte Pete, ohne ein Wort zu sprechen oder einen Laut von sich zu geben, in einen Stuhl vor dem Feuer, legte die eine Hand auf die Biege und fing an, sie zu schaukeln. Nach einer Weile blickte er sich um, wie jemand, der aus der Bewußtlosigkeit erwacht.

Die Seele hat nur für eine einzige große Erregung auf einmal Raum; er hatte sich zunächst gesagt: „Sie lebt! Sie ist hier!“ Die Lust im Hause erschien ihm durch ihre Gegenwart mild und still.

Er sprang jetzt empor. „Käthe!“ rief er so leise, als wäre sie ganz in der Nähe und kaum erst über die Schwelle getreten.

„Käthe!“ wiederholte er lauter.

Dann ging er in die Vorhalle hinaus und wandte den Gartenpfad entlang, immer wieder mit grenzenloser Aufregung „Käthe, Käthe!“ rufend.

Aber Käthe hörte ihn nicht. Eben wollte er das Thor aufstoßen, als er einen dumpfen Schmerz im Kopf fühlte und ein heiseres Achzen sich seiner Kehle entrang.

„Es ist besser, wenn sie tot ist,“ dachte er und schwankte wie ein Betrunkener ins Haus zurück.

Der Kamin sah schwarz aus, als ob das Feuer ausgegangen wäre. Er setzte sich in der Dunkelheit nieder, hielt sich den Mund zu und biß die Zähne aufeinander, weil er nicht laut aufschreien wollte.

VIII.

Der Deemster sprach jetzt in dem nur noch schwach erleuchteten Gerichtshof das Urteil aus.

„Gefangener,“ sagte er, „Sie sind von einer aus Ihren Landsleuten gebildeten Jury des abscheulichsten Betrugs schuldig befunden worden. Sie haben die Unwissenden hintergangen, die Unvorsichtigen getäuscht, die Einfältigen belogen und die Armen beraubt. Sie haben Ihr Leben auf Lug und Trug gegründet, und das bringt nun in Ihren alten Tagen Verderben über Sie. In roheren Zeiten als die unsren wäre Ihr Vergehen anders betrachtet worden; man hätte es Zauberei genannt statt Betrug, und Ihre Strafe würde der Tod gewesen sein. Das Urteil des Gerichtshofes geht dahin, daß Sie auf ein Jahr als Gefangener nach Schloß Ruffen gebracht werden.“

Der schwarze Tom hatte während dem Urteilspruch des Deemsters kläglich dagestanden, den kalten Kopf gebeugt und sich mit dem Ärmel die Augen gewischt. Als er aus dem Gerichtssaal entfernt werden sollte, kehrte jedoch sein düntelhaftes Selbstbewußtsein zurück.

„Sie haben recht, Deemster,“ rief er: „Die Zauberei gilt jetzt nichts. Religion ist die einzige Spitzbüberei, die heutzutage frei ausgeht. Ihr Freund Casar war klug. Ich bezeuge ihm meinen Respekt, Deemster, und mögen sie selbst immer nach Ihren Worten leben.“

„Wenn mein Fleiß und meine Unbescholtenheit“ — erhob sich eine feierliche Stimme an der Thür — „und was sagt

die Schrift? — So aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht verforget, der ist ärger denn ein Heide! Aber der Herr ist mein Schild. — Warum sollte ich mich verteidigen? Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, sagt der Psalmist.“

„Der Psalmist hat ganz recht, Casar,“ schrieb ihm der schwarze Tom zu, der gerade von zwei Konstablern abgeführt wurde.

Während der Unruhe, die nach dem lärmenden Abgang des schwarzen Tom entstand, hörte man den Sekretär des Gerichtshofes mit dem Deemster sprechen. Es war gerade ein neuer Rechtsfall angemeldet worden — verführter Selbstmord — eine Frau, die versucht hatte, sich in den Hafen zu stürzen, aber daran verhindert worden war. „Wollen Euer Gnaden die Sache gleich vornehmen oder bis zur Bürgermeisterung vertagen?“

„Wir wollen sie gleich erledigen,“ sagte der Deemster. „Wir können die arme Person dann rasch wieder entlassen.“

Die Frau wurde hereingeführt. Sie sah mehr wie ein Hausen halb durchnähter Kleider aus als wie ein menschliches Geschöpf. Der Mantel, der sie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte, war schwarz von dem Wasser, das er eingefogen hatte. Auch ihre Haut schien schwarz zu sein, denn der Schleier, den sie trug, war durchnäht und klebte fest an ihrem Gesicht. Einige der im Gerichtshof versammelten Leute erkannten ihre Gestalt selbst bei dem unsicheren Kerzenlicht. Sie hatten die Frau während der Pause in der Gerichtsverhandlung in die Stadt kommen sehen.

Von den Konstablern unterstützt, halb hineingeschoben, trat sie in die Anklagebank. Hier klammerte sie sich an die Schranken vor ihr, als fürchte sie umzufallen. Sie war ganz in sich zusammengesunken und schien vor Angst vergehen zu wollen in ihrer Schmach und Schande.

„Die Frau hätte in diesem Zustand nicht hierher gebracht werden sollen; nun aber rasch, rasch,“ sagte der Deemster.

Die Zeugenaussage war kurz. Einer der auf dem Marktplatz diensthütuenden Konstabler hatte vom Hafen her einen gellenden Schrei gehört. Als er den Quai erreichte, sah er, wie der Hafenseiler eine Frau die Quaitreppe herauftrug. Herr Quarry, der vom Bureau kam, hatte eine Frau vorbeilaufen sehen wie der Wind und gleich darauf den Schrei gehört. Er war an die zweite Treppe gelaufen, wo es ihm gelang, die Frau, welche sich ertränken wollte, mit einem Bootshaken zu ergreifen und trotz ihres Sträubens ans Land zu ziehen.

Der Deemster sah die Gefangene aufmerksam an. „Weiß man etwas Näheres über sie?“ fragte er.

Der Sekretär antwortete, daß sie eine Fremde zu sein scheine und jede Auskunft verweigert hätte. Jetzt trat der Polizeisergeant an die Schranken. Mit wichtiger Miene legte der kleine, dicke Mann der Frau verschiedene Fragen vor. Welches ihr Name sei? Keine Antwort. Was sie in Namsey zu thun habe? Immer noch keine Antwort.

„Euer Gnaden,“ sagte der Sergeant, „zweifelloos ist sie eins der verlorenen Geschöpfe, die während der Sommerzeit auf unsre Insel kommen. Die ärmsten von ihnen sind oft nicht im Stande, wieder fort zu gehen, wenn die Saison vorüber ist, und treiben sich dann bei uns herum als eine Last und Pest für jeden Ort, in den sie ihren Fuß setzen.“

Er wandte sich nun zu der Gestalt zurück, die zusammengetauert auf der Anklagebank saß. „Weib,“ fragte er sie, „bist Du eine Cassendirne?“

Die Frau stieß einen jammervollen Schrei aus, schlug den nassen Schleier zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Gehen Sie sofort auf Ihren Platz, Mr. Gaiwne,“ sagte der Deemster heftig, und ein zustimmendes Gemurmel erhob sich unter den Anwesenden. „Wir wollen die Frau nicht länger als nötig zurückhalten.“

Er erhob sich, lehnte sich mit gefalteten Händen über das vordere Gitter, sah auf das Weib nieder und sagte mit so leiser Stimme, daß es ohne die Grabesstille, die im Gerichtssaal herrschte, ihr Ohr kaum erreicht haben würde: „Arme Frau, wissen Sie niemand, der für Sie einstehen könnte?“

Die Gefangene bückte den Kopf noch tiefer und brach in Thränen aus.

„Wenn eine Frau so unglücklich ist, daß sie sich das Leben nehmen will, so trägt leider manchmal ein anderer die Mitschuld an den Verhältnissen, die sie zu dem Verbrechen verleiten.“

Die Stimme des Deemster war sanft wie eine Liebeslösung.

„Verhält sich das in Ihrem Falle auch so, dann müssen wir erfahren, wer es ist. Nach Recht und Billigkeit sollte er als Angeklagter neben Ihnen stehen. Ist hier nicht jemand zugegen, der Sie kennt?“

Die Gefangene weinte jetzt mitläuterregend.

„Beruhigen Sie sich, es soll niemand ein Leid geschehen. Es liegt ja in der Natur des Weibes, daß, wenn es noch so unglücklich und tief gesunken ist, es den geliebten Feind doch schützen möchte. Darin zeigen sich selbst die schwächsten Frauen oft tapfer, und alle guten Menschen ehren diesen Trieb. Das Gesetz aber muß seine Pflicht erfüllen und in diesem Falle übt es zugleich Erbarmen.“

Die Frau stöhnte hörbar.

„Fürchten Sie nichts, armes Weib. Keiner soll Ihnen Schaden. Fassen Sie Mut und blicken Sie um sich. Ist jemand hier in der Versammlung, der Sie vertreten kann und uns sagen, wie Sie dazu gekommen sind, hier an diesem Platz zu stehen?“

Die Frau ließ die Hände sinken; sie erhob den Kopf und sah den Deemster an, Auge in Auge, von Angesicht zu Angesicht.

„Ja,“ sagte sie, „einer ist hier.“

Des Deemsters Aulich wurde blaß, seine Augen funkelten unheimlich, sein Blick schweifte umher, er biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten.

„Führt sie ins Gewahrsam zurück,“ murmelte er. „Sorgt, daß sie gut behandelt wird.“

Eine große Bewegung griff Platz. Als die Gefangene fortgeführt wurde, hatte jedermann sie erkannt, wie sehr sie auch verändert war durch Scham und Entbehrung. „Peter Williams Weib!“ — „Cäsar Cregeens Tochter!“ — „Ist der Mann nicht selbst da?“ — „Also ist's doch wahr, was man sagt; sie ist gar nicht tot, sondern viel was Schlimmeres.“

„Herr des Himmels!“ — „Welche Aufregung für den Deemster!“

Nachdem Rätke fort war, hätte der Gerichtshof sofort verurteilt werden sollen, der Deemster blieb jedoch auf seinem Platz sitzen. Er sah alles wie durch einen Nebel; es flimmerte ihm vor den Augen. Seine Mienen waren wild und zaghaft zugleich. Alle Glieder schmerzten ihn und schienen zu ungeheurer Größe anzuschwellen. Ihm war, als ob sich eine schwere, unsichtbare Hand ihm auf den Scheitel gelegt hätte.

Da begegnete er dem Blick des Sekretärs und stand mit einer Entschuldigung auf, hielt sich am Geländer fest und versuchte mit Anstrengung vom Sitz niederzusteigen. Im nächsten Augenblick war ihm sein Diener, Zem-y-Lord, zur Seite, er machte jedoch eine ungeduldige Bewegung und lehnte jede Hilfe ab.

Drei Stufen mit einem Seitengeländer führten in den Gerichtssaal hinab. Als er an die Stufen kam, strauchelte er, stieß ein paar wirre Worte hervor und fiel nach vorn mit dem Gesicht auf den Boden. Die ganze Versammlung war aufgesprungen, alles drängte dem Ort des Unfalls zu.

„Zurück! Er ist nur ohnmächtig geworden!“ schrie Zem-y-Lord.

„Das ist etwas Schlimmeres,“ rief der Sergeant.

„Schafft ihn zu Bett und schickt sofort nach Doktor Nylechreest.“

„Wohin sollen wir ihn tragen?“ fragte einer.

„Man hält eine Stube für ihn im Almshaus bereit,“ sagte ein anderer.

„Nein, nicht dorthin,“ erklärte Zem-y-Lord.

„Es ist am nächsten, und keine Zeit zu verlieren,“ bestimmte der Sergeant.

Man hob Philipp auf und schaffte ihn, wie er war, in Perücke und Deemster-Talar, seiner Amtstracht, nach Petes Hause.

IX.

Es giebt geistige Erscheinungen, die, gleich Erdstößen unter einem Kerker, Schloß und Kiegel sprengen, so daß die Gefangenen entfliehen. Nach einiger Zeit bemerkte Pete, daß er im Finstern saß; er stand auf, um Licht zu machen und suchte nach Leuchter und Bündelchen. Vom

Tisch ging er zum Geschirrschrank, vom Geschirrschrank zum Tisch und dann wieder vom Tisch zum Geschirrschrank, immer dasselbe wiederholend, ohne gewahr zu werden, daß er sich im Kreise bewegte. Als endlich das Licht angezündet war, nahm er es in die Hand und ging wie ein Nachtwandler nach dem Besuchszimmer. Er setzte es auf den Kaminsims und sank auf einen Stuhl. Vor seinen umflorten Blicken bewegten sich wirre Gedanken durch einander. „Ach, mein Arbeitszeug,“ dachte er und hob den Schlegel und zwei Meißel auf. Er saß mit diesen in den Händen da, als sein Blick auf den andern Leuchter fiel, in welchem das Licht niedergebrannt war. „Ich wollte doch ein Licht anzünden,“ dachte er, stand auf und trug den leeren Leuchter in die Halle. Als er nun mit einem angezündeten Lichte zurückkam, bemerkte er, daß zwei Lichter brannten. „Ich werde noch ganz dumm,“ dachte er und blies das erste aus. Im nächsten Augenblick hatte er es aber schon wieder ver-gessen, und als er das zweite Licht noch brennen sah, blies er auch dieses aus. So betäubt waren seine Sinne, daß er nicht einmal merkte, was er gethan hatte. Seine Augen sahen überall. Gegenstände, die zu furchtbarer Größe an-wuchsen und ihm drohten. Seine Ohren hörten allerlei Ge-räusche, die den schrecklichsten Lärm und Aufruhr in seinem Kopfe verursachten.

Die Stube war nicht ganz finster. Zuweilen fiel ein Streifen trüben Mondlichts herein und verschwand wieder. Der Mond segelte an dem wetterschweren Himmel dahin, bald die Wolken durchbrechend, bald von ihnen verhüllt. Pete lehnte zu seinem Stuhl zurück; er selbst saß im Lichte, aber der namenlose Stein lehnte im Schatten an der Wand. Er nahm Schlegel und Meißel wieder auf, in der Absicht, zu arbeiten. „Still!“ sagte er, als er begann. Das Getöse in seinem Kopf war so groß, daß er dachte, jemand im Hause mache Lärm. Diese Arbeit war ihm heilig, er verrichtete sie stets in tiefer Stille.

„Tipp-tapp, tipp-tapp!“ Wie lange er so fortgearbeitet hatte, wußte er nicht. Es giebt Augenblicke, in denen alle Zeitrechnung aufhört. Bei den unsicheren, unregelmäßigen Schlägen gab der Stein plötzlich einen Ton von sich, der wie heiseres Stöhnen klang. Ein Riß, gleich einem zackigen Blitzstrahl, klappte mitten hindurch und die Hälften fielen zu beiden Seiten auf den Boden herab. Pete erinnerte sich jetzt, daß er den Stein nicht mehr brauchte. „Es thut ja nichts,“ dachte er. Es war jetzt überhaupt alles gleichgültig.

Mit dem Schlegel in der herabhängenden Hand blieb er im ungewissen Mondlicht sitzen; ihm war, als sei alles in der Welt zertrümmert und zersplittert. Seine beiden Abgötter waren mit einem Schlage vernichtet worden — sein Weib und sein Freund. Die goldenen Fäden, die ihn ans Leben gebunden hielten, waren zerrissen. Als die Armut gekommen war, hatte er sie ohne Murren auf sich genommen; als der Tod zu nahen schien, hatte er ihm tapfer stand gehalten. Doch des Weibes, des Freundes beraubt, von denen getäuscht und betrogen, die er geliebt und angebetet hatte, fühlte er, daß er verloren und zu Grunde gerichtet war — eine grenzenlose Verzweiflung bemächtigte sich seiner.

Auf einmal ertönte ein klägliches Schrei aus der Wiege, und mitten in seiner Verzweiflung ging Pete wie betäubt hinaus, um das Kind zu wiegen. Das Feuer, das nur unmerklich und unterdrückt gebrannt hatte, leuchtete jetzt in hellen Flammen auf, und das Kind sah mit Philipps Augen zu ihm auf. Das schnitt ihm durchs Herz wie ein Messer. Er war ja noch verlassener, als er geglaubt hatte. „Bisch, Bisch, mein Kindchen, Bisch!“ lallte er, ohne sich etwas dabei zu denken. Sein Kindchen? Er hatte ja keins. Auch dieser Trost war dahin.

Wut und Entrüstung halfen ihm, daß er nicht von Sinnen kam. Um nicht in Zorn zu geraten, hätte er kein Mensch sein müssen. Er dachte daran, was das Kind ihm gewesen war — damals, als es zur Welt kam, und dann wieder, als er glaubte, daß seine Mutter gestorben wäre; was es ihr gewesen, als es vom Tode bedroht wurde, und was es ihm war, seit der Tod es verschont hatte. Fleisch seines Fleisches, Blut seines Blutes, Mark seines Marks, Herz seines Herzens. Nicht nur sein, sondern ein Stück von ihm selbst.

Und das alles nur ein Spott, ein Wahn — nichts als Lug und Trug! Sie hatte es ihm vorgegaukelt. O, sie wußte ihr Geheimnis wohl zu wahren. Sie hatte geglaubt ihrer Sache ganz sicher zu sein. Das Kind selbst aber war zum Verräter geworden. Die Züge des Kindes hatten das Geheimnis verraten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das kleine Grab.

Von S. Falland. Autorisierte Uebersetzung von R. Kuben.

Drei kleine Mädchen und ein kleiner Junge saßen zusammen im hochaufgeschossenen Grabe. Annettchen, des verwitweten Krämers kleine Tochter, hatte nur ein Aermchen, das andre war nur ein abgerundeter Stumpf.

Eifrig spähte sie auf dem Felde nach frisch erblühten Hundsb-
blumen aus, pflückte sie mit dem linken Händchen und hielt sie dann mit dem Armstumpf fest an die Brust gedrückt.

„Ich habe wieder eine ganze Menge.“ sagte sie zurücklehrend.

„Wirf sie zu den andren hier in meinem Schoß.“ sagte Christine, die älteste, ein Wildfang von sechs Jahren mit langen, schön gewellten, blonden Haaren, in denen sie seit einigen Tagen einen Kamm trug, auf den sie nicht wenig stolz war.

Nun hatte sie ihre liebe Last damit, den Kamm durch die vollen Loden zu schieben. Die schmutzigen Fingerehen in schnellster Bewegung, das Gesicht erhitzt unter dem verschossenen Strohhut, die Beine ausgebreitet, mit dicken, zwischen den Grassalmen weiß hervorlugenden Holzschuhen daran, beugte sie sich über die vielen Blumen, die in ihrem Schoße lagen; kleine Hundsb- und ganz gewaltig große Hundsb-
blumen, alle aber von derselben grellgelben Farbe.

Undächtlich spalteten ihre kleinen Nägel die Stiele der Blumen und reichten eifrig Köpfehen an Köpfehen. So machte sie das nun mal. So mußte man das machen, sagte sie, und so nur befähigte man einen prachtvollen Kranz.

Die kleine Trine, die neben ihr saß und noch ein halbes Jahr jünger war, ein Kind mit schwarzen Augen und kurzen, schwarzem Kraushaar, probierte es anders. Ihre mageren Finger hielten die Stiele fest zusammen und umwandten sie geschickt mit langen Grassafnern. Die Beine gekreuzt, nach demselben Blumenhaufen greifend, arbeitete sie fleißig darauf los, während Jan rauchte.

Jan war des Kartoffelhändlers Baams kleiner Sohn. Seine Knie hatte er hoch heraufgezogen, daß fast sein Kinn den Leib berührte, seine Füße mit den gestopften groben lila Strümpfen steckten in viel zu großen Holzschuhen; so rauchte er. Janwohl, er rauchte. Auf dem Wege, den sie ins Feld gegangen waren, hatte ein Herr seine Cigarre weggeworfen, beinahe noch eine halbe Cigarre. Vaters Cigarrenendchen schmückte der Bengel schon lange; o je, einmal Sonntags hatte er schon eine ganze bekommen. Aber die zogen alle schlecht. Das Endchen aber, das der Herr weggeworfen hatte, war ein feines Endchen, das noch brannte. Etel brauchte man gar nicht davor zu haben, wenn man nur das Deckblatt abmachte. O, so! Jan rauchte mit dicken Zügen. Vorsichtig hielt er das Endchen fest zwischen den Fingern und blies mit voller Kraft den Rauch weg, und dann noch einmal, und dann noch einmal, bis der Mund ganz leer war. Denn er wollte keinen Rauch verschlucken; davon wird man leicht elend.

„Du wirst nicht fertig damit“, sagte Trine nach einer Pause zu Christine, „das wird kein Kranz.“

Christine zog spöttlich die Schultern hoch, sah sie vernichtend an und sagte nur: „Hör' mal, die Kleine!“

„Ihr müßt Euch eilen“, sagte Jan, indem er wie ein großer Mann auf den Boden spuckte, „um elf Uhr wird sie begraben.“

„Das ist nicht wahr“, sagte Christine, „um zwölf!“

„Um zwölf?“ fragte er, „das ist nicht wahr!“

„So? Mein Vater trägt selbst mit.“

Eilig schafften die Finger an den Hundsb- und Annettchen lief mit den kleinen Beinehen übers Feld, eine Ladung frisch gepflückter Blumen hinter den Stumpf ihres Armes geklemmt.

„Nun hör' mal auf“, befahl Trine, „wir haben nun genug!“

„Soll ich denn mit helfen?“ fragte Annettchen niederknappend.

„Nein“, sagte Christine, etwas verächtlich nach dem mißgestalteten Aermchen, „das kannst Du nicht!“

Jan rauchte, heftig in die Luft atmend, Christine und Trine flochten Kränze.

Scharf ab von dem im Sonnenlicht leuchtenden, grün blühenden Feld, das sich bis an den Deich des nahen Flusses ausdehnte, hoben sich die roten und blauen Tüchlein und die schönen weißen Schürzen der Kinder. In der Ferne schoß mit langtrillerndem Auf eine Lerche in die warme blaue Luft und ein verirrtter Frosch machte sich mit wehmütigem Quaken bemerkbar.

„Nun“, sagte Jan plötzlich, und seine Stimme zitterte durch die auf dem Felde herrschende Ruhe, „ich möchte wohl wissen, ob sie da nicht wieder heraus kam?“

„Wo heraus?“ fragte Christine, indem sie einen Stengel spaltete.

„Nun, aus dem Sarge.“

„Wie soll sie da wohl wieder herauskommen, dummer Junge, wenn der fest zugenagelt ist?“

„So“, sagte er, ein Rauchwölkchen wegstoßend, „ich will man sehen, ob ich da nicht wieder herauskäme, wenn ich wollte!“

Dabei preßte er die Lippen entschlossen zusammen, als ob er ganz genau wüßte, wie er wieder herauskäme; das Cigarrenendchen hielt er fest mit den Fingern umspannt.

„Und wenn Du tot bist“, sagte Trine, „wenn Du tot bist, dann

bist Du tot; und wenn Du tot bist, kannst Du auch nicht mehr den Deckel aufmachen!“

„So, das will ich erst mal sehen“, sagte Jan, langsam ziehend und wieder mächtig ausblasend.

„Wenn sie dann Deinen Arm hochhalten und lassen ihn wieder los, dann fällt es plump zurück. Der Feldscher hat Kooßie fest an der Zunge gezogen, und da hat sie nicht mal mehr „Au“ gesagt. Nein, hör' mal, wenn Du tot bist, kannst Du Dich gar nicht mehr rühren, kein bißchen mehr!“

„Liegt sie denn nun in einem kleinen Sarg?“ fragte Annettchen, vor sich hinstarrend und noch nicht begreifend, was eigentlich passiert sei.

„Ja“, sagte Christine, schnell die Stengel festmachend, „und dann lassen sie den Sarg ins Grab sinken, gerade wie damals auch, als Frau Wisch begraben wurde, und dann ist es vorbei!“

„Mein Kranz ist fertig“, sagte Trine, indem sie aufsprang und das Grüne von der Schürze abschüttelte.

„Warte nur einen Augenblick noch, meiner auch gleich“, sagte Christine, „nur die eine Blume noch.“

Schweigend saßen die Kinder zu.

Wollenschatten zogen übers Feld. Ein Wölkchen flimmerte qualmartig vor der Sonne her.

„Wenn ich ins Wasser falle“, fing Jan wieder an und hustete, weil ihm der Dampf in die Kehle gekommen war, „dann schwimm' ich einfach.“

„Das mußt Du erst mal können“, sagte Trine.

„Das kann ich von selbst“, versicherte er, „man schlägt mit den Armen und mit den Beinen, und dann schwimmt man.“

„Und wenn die Kleider naß werden“, sagte Christine, „und das Wasser in die Röde steigt, dann sinkt man von selbst.“

„Dann müßt Ihr auch alle einfach Hosen tragen, was thut Ihr auch mit soviel Zeug?“

„Ich möchte keine Hosen tragen“, sagte Trine, „o du liebe Zeit, Mädchen in Hosen!“

„Und ich möchte keine Röde anhaben“, spottete Jan, „was frage ich nach 'nem Rod, so'n flatteriges Ding um die Beine!“

„So, so?“ sprach Christine wieder, „der sitzt warm. Und weil Du Hosen trägst, hast Du auch so häßliche, spindelbürste Beine. Ja, die hast Du, scheußlich!“

Und ein höhnisches Lachen von Christine und Trine klang übers Feld.

Jan rauchte und gab keine Antwort. Die Cigarre war ihm zu schwer; ihm wurde etwas schwindlig davon. Nun eilten sie glücklich mit ihren fertigen gelben Kränzen übers Feld, Kränzlein wie 'ne Hand groß. Trines war am besten gebunden.

Quer übers Feld liefen sie und dann hinter den Häusern her auf den Weg, der zum Kirchhof führte, der still und versteckt im Grünen lag.

Dampf vom dicken Sandboden klangen die Holzschuhe wieder; aber vom Gitter an, wo gepflastert war, schallten sie laut zurück von den Steinen, klep, klep, klep, vier Paar Kinderholzschuhe. Von den weideren Pfaden des Friedhofs bis zu der Stelle, wo das kleine Grab gegraben war, machten sie dann weniger Geräusch.

Jan, Annettchen an der gesunden Hand führend, hinter Christine und Trine, die schen und schweigend voran liefen, etwas ängstlich vor den vielen Steinen und Kränzen.

„Hu!“ erschrak Trine vor einer Klage, die sich da gesonnt hatte und vor ihnen über den Weg schoß.

„Da ist es“, sagte Christine.

Im Gras war eine aufgewühlte Stelle. Tiefschwarz gähnte die Gruft für die Kindesleiche. Die Traghölzer mit den Tauhen lagen darüber.

„Kommt Kooßie da hinein?“ fragte Trine, bang um sich blickend.

„Ja“, erklärte Christine, „und an den Tauhen wird der Sarg herunter gelassen.“

„Das geht nicht“, stritt Jan, dem, trotzdem er den Cigarrenstummel nicht weggeworfen hatte, noch etwas bekommen war, „das ist nicht tief genug, da kann der Sarg nicht drin stehen!“

„Da soll er auch drin liegen, Dummerjan“, sagte Christine böse, „nichts begreift der Junge, und wenn der Sarg drin ist, dann wird die Erde wieder draufgethan!“

„Kränze will warten bis sie kommen?“ fragte Trine, die gern wieder weg wollte.

„Ach nein“, sagte Christine, „sie kommen erst in einer Stunde, und dann mag ich auch nicht dabei sein. Wir wollen unsre Kränze hier auf ein Stöckchen hängen, nicht?“

Die kleinen Finger steckten ein Stöckchen in den Erdbauhen, der aus dem kleinen Grabe geschauvelt worden war, und befestigten vorsichtig die beiden Kränzchen aus Hundsb- und Annettchen daran.

Nun wollte Jan noch wissen, wie tief wohl eigentlich die Gruft sei, aber Christine wollte davon nichts hören.

Wenn das der lange Totengräber sähe, käme er hinterher.

„Nun, kommt man mit, nun haben wir Kooßie auch etwas gegeben!“

Und die Holzschuhe klapperten wieder über die gelben Ziegel. So harzte das Grab mit den sanft vom Winde hin und her bewegten Kränzchen der Leiche der kleinen ertrunkenen Freundin, die um zwölf Uhr begraben werden sollte. —

Kleines Feuilleton.

ag. Die Aufwärterin. Zehn Minuten vor zwölf! Ja, wahrhaftig! Mit einem Ausdruck des Schreckens maß sie die kleine Bedienung. Hastig stellte sie den Korb auf einen Stuhl, hing die dünne Pelerine an einen Nagel und lief nach der Küche.

Das Feuer war richtig am Erlöschen, das Fleisch zäh wie Leder. Es hatte schon lange nicht mehr gekocht. Sie stocherte die Blut auf und warf eine Schippe Coals an, dann rüchte sie auch die Kartoffeln nach vorn, nahm Schrubber und Besen und kehrte in die Stube zurück.

Das Zimmer sah noch wüst aus, gerade als wären die Zusassen eben erst aufgestanden. Mit einem Seufzer überschaute sie den Wirrwarr.

Wo nun anfangen? Ein paar fieberrote Flecken malten sich auf ihren Waden. Sie eilte nach den Betten und legte sie zurecht, fiellte dann die Tassen zusammen und hing noch im Vorbeigehen ein paar Sachen ins Spind. Mitten in ihre Arbeit hinein schlug es zwölf. Alle Dampfseifen in den umliegenden Fabriken begannen zu heulen.

Sie fuhr zusammen, der Besen fiel ihr fast aus den Händen. Wichtig Zwölf. Und noch nichts gemacht, und in ein paar Minuten kamen sie. Sie kamen auch sehr pünktlich. Zuerst die Kinder, ein Junge und ein Mädchen, der Vater gleich hinterher.

Die Kinder brachten Lärm und Leben mit. Sie schleuderten die Schulbücher in die Ecke, natürlich in eine, die schon aufgeräumt war. Sie wollten auf die Mutter zu und sie zum Willkommen küssen. Den Fuß bekamen sie, aber die Arbeit blieb auf Minuten liegen. Als der Vater eintrat, schwamm die Stube im Aufschwischen, er blieb auf der Schwelle stehen und zog die Stirne kraus, sie kam ihm aber zuvor, noch ehe ein Scheltwort laut werden konnte: „Ich bin erst um halb zwölf wechselkommen.“

„Wieder mal?“
„Ja wieder mal.“
Er ließ ein Weimmen hören; es galt aber offenbar diesmal nicht ihr. Er setzte sich auf das Sofa und stemmte die Arme auf den Tisch: „Du aber essen, 'n Hunger hab ich!“
„Gleich, gleich!“ Sie fuhr noch einmal mit dem Schrubber über die Diele und begab sich dann nach der Küche. Ein Weichen klapperte sie mit den Tellern, aber nicht lange, und dann kam sie mit der Suppenschüssel herein. Die Kinder jauchzten auf, hungrig fielen sie über die Suppe. Der Mann machte sich über das Fleisch, verzog aber schon nach dem ersten Bissen den Mund. Mit einer zornigen Bewegung schleuderte er das Stück auf den Teller: „Was ist denn das? 'n Stücke Leder! Für'n ordnliches Essen kannte sorgen! So'n Fraß!“

„Kann ich? Jawohl! Kann ich. Wenn ich erst knapp vor zwölf aus der Stelle komme.“ Ihre Stimme klang höflich, ihre Lippen zitterten, es war, als unterdrücke sie ein Weinen. Die beiden Kinder sahen angstvoll auf; sie hatten ihre Teller schon leer. Der Vater fuhr sie wütend an: „Was laßt Ihr'n? Macht, daß Ihr in de Küche kommt, marsch!“ Und als sie noch zögerten, noch einmal: „Marsch marsch!“ Da ließen sie heftig davon. Zwischen den Eltern herrschte unheilvolles Schweigen, der Mann löffelte seine Suppe mit finsternem Gesicht. Die Frau rührte ihren Teller nicht an. Sie schluckte in sich hinein: „Nun schimpfte noch noch, ich kann mir doch nicht zerreißen! Und wenn sie mir vor halb zwölf nicht wechläßt — und immer heißt et, nu hol'n Se man bis noch, und nu machen Se man noch dett, und statt um halb elfe kommt man erst 'ne Stunde später wech.“

„Laß Dir's doch nich jefallen.“ Er war schon etwas milder gestimmt.
„Jawoll, laß Dir's nich jefallen, und dann?“

Er antwortete nicht, und sie hob einen Löffel Suppe in den Mund und wickelte mit der andren Hand die Thränen aus den Augen: „Die neun Mark kommen uns doch recht zu paß. Wenn ich se nu nich hätte, denn fehl'ts an de Miete.“

„Na ja“ — er wirkte offenbar nicht recht was zu sagen; er war aber schon völlig überwältigt; er nahm sogar das verschmähete Fleisch, schnitt es in kleine Stücke und aß es. Sie fuhr fort, sich zu verteidigen: „Heut' hab' ich mir so ranzgehalten, um viertel Elfe war ich schon fertig; und denn kommt de Inädje, ich soll noch 'n Brief wegetragen; konnte ich nee sagen?“

Er antwortete wieder nicht, und so sprach sie weiter: „Und wie ich denn wiederkomm', soll ich noch zum Schlächter, weil Besuch da's, und denn kommt noch's Fräulein, id soll ihr de Schleppe ausbürschten. Natürlich hat se ne Schleppe und so'n Dred drin.“
„Laß se sich's alleine ausbürschten.“ Er ballte die Hand.

„Ja laß se man“, sie lachte hart auf. „Ja hab' ihr och jefagt, id habe keine Zeit nich mehr, und bis halb elfe wär mir ausgemacht, und mein Mann kam nach Haus und wollt' sein Essen. Dumm jekommen is se mir, so 'ne Jöhre!“ Sie hatte sich jetzt selbst in Kerger geredet, zornig warf sie den Löffel auf den Tisch, daß er klirrte:
„Jawoll, so 'ne Jöhre, knapp sechzehn und will mir dumm kommen! Id soll mir man nich aufspielen, hat se jefagt, und dann wär ich 'ne Aufwärterin und dürfte nich knapsen mit de Zeit, und wenn wir 'ne Viertelstunde später essen, schad'ts och nicht. Als ob Du nich wech mußt, und alles so von oben runter, ion'ne Jöhre!“

„Nu laß doch man, laß doch man.“ Er versuchte zu begütigen. Sie ließ sich aber nicht zureden. Die Empörung, die sie den ganzen Vormittag in sich hineingefressen, schäumte jetzt über, mit beinahe Ingrimmiger Wut stellte sie die Teller zusammen.

„Und denn kommt och noch die Inädje und sagt, 'es war ja mein freier Wille, und wenn mir's auf 'ne Stunde anlame, dann soll' ich lieber Prinzessin spielen, 'ne Aufwärtern wär' für de Herrschaft da und mich umgekehrt, und dett man fast noch drum ins Banken kommt mit sein'u Mann, dett is sone Leute wurscht.“ Sie weinte von neuem.

„Laß doch die ganze Gesellschaft loosen.“
„Und dann?“ fragte die Frau zum zweiten Male. Und zum zweiten Male schwieg der Mann.

Sie legte den Löffel in die leere Suppenschüssel, sie hatte ihre Fassung wieder; mit einer stillen Gelassenheit half sie ihm in den Rod. . . .

cc. Ueber den Einfluß des großstädtischen Lebens auf das Nervensystem der Lehrer giebt eine Ermittlung der Berliner städtischen Schuldeputation einigen Aufschluß. Die Zahl der Fälle, wo nervöse Störungen den Anlaß zur Gewährung von Urlaub geben, ist außerordentlich groß. Im Schuljahr 1900/01 erhielten Urlaub von 2744 Lehrern (inkl. Rektoren) 604, von 1407 wissenschaftlichen Lehrerinnen 504, von 441 Fach- und technischen Lehrerinnen 109. Neurasthenie und Nervosität war bei 75 Lehrern, 77 wissenschaftlichen Lehrerinnen und 15 technischen Lehrerinnen als Krankheitsgrund festgestellt worden. Es mußten also wegen nervöser Störungen beurlaubt werden von den Lehrern etwa jeder 37., von den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede 18., von den Fachlehrerinnen jede 29., im besondern von den beurlaubten Lehrern etwa jeder 8., von den Lehrerinnen jede 7. —

Humoristisches.

— Unverfroren. Professor: „In dem Salat sind ja Schnecken!“

Wirt: „Ist Ihnen das als Naturforscher etwas Neues?“ —

— Starke Tabak. Radler: „Bei meiner Radtour durch Afrika blendete mich eines Tags das Sonnenlicht so, daß ich wohl an die zwanzigmal mit dem Kopfe an Bäume gerannt bin.“

Fremder: „Und Sie sitzen heute noch so unverfehrt vor uns!“

Radler: „Ja, 's waren nämlich alles Gummibäume.“ —

— Er kennt sich. Karlchen hat eine Fensterscheibe am Nachbarhause entzwei geworfen, die der Papa natürlich bezahlen muß. Nachdem dieser seinen Vuben gehörig gezüchtigt hat, sagt er: „Nun wilst Du wohl künftig derartige Streiche unterlassen?!“ — „Ja, ja“, heult Karlchen; „aber vielleicht läßt Du Dich in eine Gastpflicht- Versicherung aufnehmen, Papa?“ —

(Regendorfer Blätter.)

Notizen.

— Die beiden Haupthandschriften des Tacitus, der Laurentianus 68 I und II, deren Originale sich in Florenz befinden, liegen jetzt in vollständiger Reproduktion vor. Die Nachbildung, die genau die Größe des Urbildes zeigt, ist auf das sorgfältigste von der Leidener Verlagsanstalt A. W. Sijthoff hergestellt worden. Man photographierte zunächst Blatt für Blatt, stellte dann in genauester Weise die Lichtdrucktafeln her und druckte dann wieder Blatt für Blatt, wobei man Sorge trug, daß die Vorderseite genau auf die Rückseite paßte. —

— Emanuel Reicher ist auf zehn Monate für das „Kleine Theater“ (Schall und Rauch) verpflichtet worden. —

— Hermann Bahr's Lustspiel „Der Herr Hofrat“ fand bei seiner Erstaufführung im alten Leipziger Stadttheater eine geteilte Aufnahme. —

— Im Kölner Stadttheater erlebt, spätestens im November, die Oper „Andreas Hofer“ von Emanuel Moór ihre erste Aufführung. —

— „Chinesische Flitterwochen“, eine Operette des Londoner Komponisten Dance, geht am 12. Oktober als erste Novität im Central-Theater in Scene. —

— Saint Saens neues Musikdrama „Parhais“ hatte bei seiner Erstaufführung in Deziers einen großen äußeren Erfolg. —

— Das Denkmal der Arbeit. Aus Brüssel wird berichtet: Constantin Weimer wurde von der Regierung mit der Ausführung seines Denkmals der Arbeit beauftragt. Das Monument, dessen Projekt der Künstler bis Ende dieses Jahres fertigstellen will, wird in der nach Terzeneren führenden Allee aufgestellt finden, jedoch nicht vor fünf Jahren beendet sein. Die Regierung zahlt an Weimer 250 000 Frank für das Denkmal. —

— Ein Welikongreß für Tuberkulose wird 1904 in St. Louis, gelegentlich der dortigen Internationalen Ausstellung, abgehalten werden. —

— Auf der diesjährigen Rauchwarenmesse in Rischuh-Nowgorod sind Feh, Zobel und Persianer bis zu 30 Proz. im Preise gegen das Vorjahr gestiegen. —

— Das Höchste! Eine neue Berliner Verlagshandlung versendet jetzt gleich drei Washgettel über ein und dasselbe Buch an die Redaktionen. Die Recensionsexemplare spart sich die Firma. —